Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 9. Bromberg, den 20. Januar 1925.

Feuer am Nordpol.

Roman aus der Gegenwart von **Karl-August von Laffert.**

(33. Fortsetzung.) —

Der Lord der englischen Admiralität hatte den ersten Flottenchef und dessen Admiralitätsoffizier zu sich gebeten.

„Meine Herren“, eröffnete er das Gespräch, „England befindet sich einmal wieder an einem Wendepunkt der Geschichte, der ausschlaggebend für das Geschick unseres Landes sein wird.

Die politische Lage brauche ich Ihnen nicht weiter auseinanderzusetzen. Auch unser geheimer Wahlspruch ist Ihnen geläufig: „Kein Staat darf auf die Dauer mächtiger sein als England.“ Denn nur dann sind wir imstande, unseren friedlichen Handelsgeschäften ungestört nachgehen zu können, die der kulturellen Erschließung der ganzen Welt dienen.

Und jetzt ist Frankreich an der Reihe. Seine Machtentfaltung, sein alles überragender Größenwahnsinn, seine diktatorischen Maßnahmen, die jede gesunde Mäßigung, jegliche Vernunft vermissen lassen, treiben schon seit langem jedem vernünftigen Engländer die Schamröte ins Gesicht.

Die Regierung steht vor der Frage, die bereits aufs höchste erregten leidenschaftlichen Ausbrüche des Volksempfindens zu benutzen, um durch ein Ultimatum entweder Frankreichs Zurückweichen oder seine Kriegserklärung zu veranlassen. Ein solcher Schritt wäre aber unpolitisch gewesen und hätte unnötig englisches Blut gekostet.

Man entschloß sich daher auf meinen Rat, ein ähnliches Verfahren anzuwenden, wie wir es im Jahre 1807 Dänemark gegenüber für angebracht hielten. Sie wissen, meine Herren, welches Anerbieten gestern an die französische Regierung abgegangen ist. Paris hat heute geantwortet, daß es unsern Besuch freudig begrüßt. Der Hauptteil der französischen Flotte liegt in Brest versammelt. Die ungeheuer starken Verteidigungsanlagen des Hafens erlauben aber kein ähnliches Manöver wie damals vor Kopenhagen; wir müssen also anders verfahren.

Offiziell werden unser erstes und zweites Linienschiffgeschwader und das dritte Kreuzergeschwader an dem Besuch teilnehmen. Im geheimen aber folgt der größte Teil unserer neuesten Unterseeboote. Gedeckt durch die Schlachtschiffe, legen sie sich in die Nähe der großen französischen Panzer auf Grund und nehmen jedes ein Ziel, das nicht verfehlt werden darf.

Dann folgt unser Ultimatum durch Funkspruch an den Eiffelturm. Gleichzeitig verlassen unsere Schlachtschiffe den Hafen von Brest, bleiben aber in solcher Entfernung, daß sie die vordersten feindlichen Batterien noch durch Feuer zu erreichen vermögen, ohne selber allzu gefährdet zu sein. Jetzt geben Sie, Herr Commodore, den vorher verabredeten Funkspruch zum Angriff der Unterseeboote und eröffnen gleichzeitig das Feuer auf die feindlichen Batterien. Durch den sich entspinnenden Kampf wird den Unterseebooten das Entkommen aus dem Hafen ermöglicht.

Alles weitere läßt sich nicht voraussehen. Anzunehmen ist aber, daß ein des größten Teiles seiner Luft- und Wasserflotte beraubtes Frankreich alsbald moralisch zusammenbrechen wird, so daß es vielleicht gar nicht mehr zum Entscheidungskampf auf dem Lande kommt.

Ich bitte Sie nunmehr, meine Herren, sich das Gesagte reiflich zu überlegen und mir bis heute abend einen detaillierten Operationsplan zu unterbreiten. Morgen nachmittag soll die Ausfahrt der Flotte aus Plymouth stattfinden, damit die Unterseeboote in der Dunkelheit ungesehen bis Brest gelangen können. Der Morgen des nächsten Tages bringt dann die Entscheidung.

Danken Sie Gott, meine Herren, daß gerade Sie dazu auserlesen sind, den wichtigsten Abschnitt der neuesten englischen Geschichte einzuleiten, und denken Sie stets an die stolzen Worte des großen Nelson bei Trafalgar: England expects, that every man does his duty.“

*

Der französische Minister des Äußern war nicht mit nach Brest zur Begrüßung des englischen Geschwaders gefahren, sondern überließ dieses Vergnügen dem gern und viel redenden Präsidenten der Republik.

Er saß in seinem behaglich eingerichteten Arbeitszimmer am Quai d'Orsay, dessen Fenster auf die Place de la Concorde hinausgingen. Der Kriegsminister, ausnahmsweise einmal wieder ein General und kein Advokat, war gerade zur Rücksprache erschienen.

„Also gegen die deutschen Schweine am Nordpol ist augenblicklich nichts auszurichten?“ fragte der Minister.

„Wir müssen erst das Geheimnis der neuen Kampfflieger herausbekommen,“ meinte der General. „Das wird nur eine Frage der Zeit sein. Mit Geld ist alles zu machen. Und dann kann uns das neue Gold- oder vielmehr Platinland nicht entgehen.“

„Wie wird der englische Flottenbesuch verlaufen?“

„Mit dem gewöhnlichen Klimbim. Offizielle, ziemlich blödsinnige Reden, an deren Wirkung kein Mensch glaubt, als der Redner selber. Hurrageschrei und besoffene Festlichkeiten. Und zum Schluß allgemeine Ernüchterung.“

„Was kommt denn für uns dabei heraus?“

„Prestigegewinn und englische Orden. Sonst nicht viel. Immerhin sieht die Welt, daß auch das stolze Albion vor uns kriecht,“ sagte der Minister.

Das Telephon läutete an. Der Minister ergriff den Hörer.

„Wer ist da? — Ah, Sie sind's, Gerard! — Ja, ich selber. — Na, dann berichten Sie mal!“

Mehrere Minuten hörte er befriedigt zu, dann hängte er ab und sagte:

„Gerard telephoniert auf unserer besonderen Leitung aus Brest. Alles in schönster Ordnung. Erst redete der englische Admiral und dann unser Präsident. Selbstverständlich den gewöhnlichen Mist. Wir werden die Rede drucken lassen, um sie in allen Gemeinden Frankreichs anzuschlagen. Jetzt sind sie bereits beim Frühstück auf dem „Invicible“. Hoffentlich betrinkt sich der gute Präsident nicht, bevor auch die Engländer voll sind. Sonst verrät er ihnen noch, daß er sie eigentlich alle auf den Grund des Meeres wünscht.“

Ein Ministerialrat stürzte aufgeregt herein und rief:

„Äußerst wichtiges Telegramm, vom Eiffelturm übermittelt!“

Er reichte es dem Minister. Dieser las laut:

„An die Regierung Frankreichs.

Im gleichen Augenblick, wo die englische und französische Flotte zu freundschaftlicher Begrüßung vereinigt sind, erlaubt sich Frankreich einen eklatanten Bruch des Friedensvertrages von Versailles, der geeignet ist, nicht nur neue Unruhe über die Welt zu verbreiten, sondern auch Englands Interessen aufs schwerste schädigt.“

Der Minister hielt inne.

„Hallo! Sind die Leute verrückt geworden!“ rief er aus. Dann las er aufgeregt weiter:

„Eine große französische Armee rüstet sich, in das ohnmächtige Deutschland einzufallen, das in keiner Weise dazu herausgefordert hat. Der durchsichtige Grund dieses Unternehmens kann nur darin bestehen, sich eine unangreifbare Stellung im Herzen Europas zu verschaffen. England darf eine derartige Verschiebung des europäischen Gleichgewichts, die eine Wiederkehr der napoleonischen Weltmachtträume bedeutet, nicht zugeben. Da Frankreich aber bisher alle ähnlichen Proteste unbeachtet ließ oder mit leeren Worten abspeiste, so sieht England sich diesmal in die Lage versetzt, ein greifbares Pfand für die friedlichen Absichten Frankreichs verlangen zu müssen. Als ein derartiges wirksames Pfand kommt der augenblicklich im Hafen von Brest versammelte Teil der französischen Flotte in Betracht.“

Weiter vermochte der Minister zunächst nicht zu lesen, sondern mußte erst mal nach Luft schnappen. Schließlich keuchte er:

„Was soll das heißen?“

„Grobe Mystifikation!“ sagte der General ruhig. „Wahrscheinlich ein deutsches Machwerk.“

„Dieser Ansicht war ich anfangs auch,“ warf der Ministerialrat ein. „Ich fragte daher nochmals bei der Eiffelstation an, die mir bestätigte, daß es sich um einen offiziellen englischen Funkspruch handle.“

Der Minister ergriff aufs neue das Telegramm und las fieberhaft:

„Wir stellen somit an die Regierung von Frankreich das formelle Ersuchen, unseren Wünschen nachzukommen und dadurch ihre friedlichen Absichten zu beweisen. Andernfalls müssen wir annehmen, daß Frankreich neue kriegerische Pläne verfolgt die geeignet sind, den Frieden der ganzen Welt aufs schwerste zu gefährden.

Da Frankreich bereits begonnen hat, fünf seiner Armeekorps zu mobilisieren und da wir andererseits nicht zugeben können, daß seine Flotte sich ebenfalls in Kriegsbereitschaft versetzt, so sieht sich die Regierung Englands genötigt, die Beantwortung ihrer Forderung binnen drei Stunden verlangen zu müssen.

Wir hoffen, daß Frankreich den Weg der Mäßigung und des Friedens wählen wird, der allein zu einer endgültigen Versöhnung der Völker führen kann.

Die Regierung von Großbritannien.“

„Ausgeschlossen!“ rief der General, sobald der Minister geendet hatte. „Solche Sprache würde England niemals wagen!“

Der Minister ergriff schnell entschlossen den Hörer und rief Brest an.

„Hier Gerard“, tönte es zurück. „Ich wünsche dringend den Herrn Minister zu sprechen.“

„Bin selber da. Was ist los?“

„Unerhörtes Ereignis“, antwortete Gerard. „Englisches Ultimatum, das —“

„Haben wir eben hier bekommen“, unterbrach der Minister. „Was macht der Präsident?“

„Hat sich sofort an Land begeben, um sich mit dem Flottenchef zu beraten.“ „Wann empfingen Sie die Nachricht?“

„Vorhin, kurz nachdem ich Sie angerufen hatte. Ich eilte damit zum Präsidenten, der gerade mit dem englischen Admiral Verbrüderung feierte. Dieser fragte den Engländer direkt, was das zu bedeuten habe. Jener tat höchst überrascht, behauptete, keine Ahnung zu haben. Darauf beiderseitiger übereilter Aufbruch.“

„Was macht die englische Flotte?“

„Sie hatten bereits Dampf auf, wußten also natürlich genau Bescheid. Jetzt setzen sie sich in Bewegung in Richtung Goulet de Brest, den bekannten engen Ausgang der Reede.“

„Das darf nicht geschehen!“ rief der Kriegsminister, der an einem zweiten Apparat mitgehört hatte.

„Was sollen wir denn tun?“ fragte der Außenminister.

„Das ist doch sonnenklar!“ rief der General. „Wir haben die Engländer in der Falle. Jetzt behalten **wir** die freche Gesellschaft so lange als Faustpfand zurück, bis sie de- und wehmütig zu Kreuze kriechen.“

„Wenn aber die Engländer uns überlegen sein sollten“, warf der Minister ein. „Soviel ich weiß, sind alle Befestigungen von Brest nur auf einen Angriff von der See her eingerichtet und können das Innere der Reede kaum unter Feuer nehmen. Außerdem sind wir in keiner Weise auf einen so überraschenden Kampf vorbereitet.“

„Aber unsere gesamte Flotte liegt Seite an Seite mit den weit unterlegenen feindlichen Geschwadern“, rief der General. „Im Verein mit den Hafenbatterien wird sie die Engländer versaufen wie Ratten.“

Der Außenminister schien überzeugt und rief in den Apparat:

„Also, Herr Gerard, bitte, melden Sie dem Präsidenten, daß der Kriegsminister und ich der Ansicht sind, man müsse der englischen Flotte die Erlaubnis verweigern, die Reede von Brest zu verlassen. Im Weigerungsfalle wären sofort die Feindseligkeiten zu beginnen, die durch Englands unerhörtes Ultimatum ja sowieso unvermeidlich erscheinen. Im übrigen bitte ich, die Leitung dauernd besetzt zu halten und mir alle wichtigen Ereignisse mitzuteilen.“

Gerard erklärte, sofort mit dem Präsidenten reden zu wollen. Sein Stellvertreter bleibe am Apparat zurück.

„Soll auf das Ultimatum irgendeine Antwort erfolgen?“ fragte der Ministerialrat.

„Nein!“ rief der Außenminister. „Die Ereignisse in Brest werden ja doch so oder so die Bombe zum Platzen bringen.“

„Wie fatal, daß die Regierung in diesem Augenblick nicht beisammen ist!“ meinte der General. „Ich fürchte die Unentschlossenheit des Präsidenten, die alles verderben kann.“

„Gibt es was Neues?“ rief der Minister in die Brester Leitung.

„Herr Gerard telephoniert mit dem Herrn Präsidenten der Republik.“

„Was macht die englische Flotte?“

„Der Anfang passiert bereits die Enge des Goulet de Brest.“

„Teufel!“ rief der General. „Bitte, verbinden Sie mich mit dem Kommandanten von Brest“, rief er in den Apparat. Dann wandte er sich an den Außenminister:

„Ich muß selber mal hören, ob die Werke kampfbereit sind.“

Auf der Kommandantur von Brest meldete sich der erste Generalstabsoffizier. Der Kommandant befand sich zur Besprechung beim Präsidenten und Flottenchef. Der Kriegsminister fragte:

„Sind Sie imstande, der englischen Flotte das Entkommen aus der Enge des Goulet de Brest unmöglich zu machen?“

„Die Forts Minhou, Mengam und Dellec nördlich der Enge sowie alle Batterien auf der Halbinsel Quélern sind feuerbereit. Falls sie nicht selber frontal angegriffen werden, können sie den Engländern den Austritt aus der Reede unmöglich machen. Auch die Unterseetorpedobatterien zu beiden Seiten der Enge sind im Gefechtszustand.“

„Ein feindlicher Frontalangriff ist doch ausgeschlossen!“

„Vor einer halben Stunde wurde das Herannahen einer großen Flotte aus westlicher Richtung gemeldet. Vorgeschickte Fliegeraufklärung stellte fest, daß fast die ganze englische Flotte herandampft.“

„Dann ist ja der letzte Augenblick zum Handeln da!“ schrie der General. „Ich befehle Ihnen auf meine Verantwortung hin, die aus der Reede ausfahrende englische Flotte in der Goulet durch die Unterseetorpedobatterien vernichten zu lassen.“

Eine Zeitlang erfolgte keine Antwort, dann meldete sich der Generalstabsoffizier aufs neue und sagte erregt:

„Beide Unterseebatterien wurden vor etwa fünf Minuten durch eine bisher noch nicht aufgeklärte Explosion zerstört.“

„Das war die Tat englischer Unterseeboote!“ rief der General. „Und da zögern Sie noch mit dem Angriff?“

„Ohne Befehl meines Chefs darf ich nichts veranlassen.“

„Aber ich, der Kriegsminister, befehle Ihnen!“

„Der Präsident der Republik verhandelt soeben noch mit dem Flottenchef und meinem Kommandanten. Ich muß —“

Hier brach das Gespräch plötzlich ab.

Vergebens versuchte der General, dessen Erregung sich gewaltig steigerte, eine weitere Verständigung zu erzielen. Erst durch Bemühungen des Zentralfernsprechamtes von Paris gelang es nach zehn Minuten eine neue Verbindung mit dem Bureau des Präsidenten in Brest herzustellen.

Der Ministerpräsident selber meldete sich.

„Hier Außenminister.“

„Ein furchtbares Unglück ist geschehen“, sagte der Ministerpräsident mit halb erstickter Stimme. „Frankreichs Flotte existiert nicht mehr.“

(Fortsetzung folgt.)

Rehden.

Es ist merkwürdig, welche bedeutende Rolle in früherer Zeit Orte gespielt haben, die heute ein unbedeutendes Dasein führen. Zu diesen gehört die Stadt Rehden (polnisch: Radzyn).

Heute ist Rehden ein kleines Landstädtchen von 2000 Einwohnern, hat nur Kleinbahnanschluß und lebt in lieblicher Landschaft von großer geschichtlicher Vergangenheit.

Zur Zeit des deutschen Ritterordens hatte Rehden nächst der Marienburg die größte und schönste Burg, deren

Ruinen noch heute das Staunen und Entzücken des Besuchers bilden.

Der Hügel am Schloßsee, den der evangelische Kirchhof einnimmt, ist wohl in ältester Zeit eine alte Fliehburg in See und Sumpf gewesen, ein runder Erdwall, in den sich die umwohnenden Bewohner vor einbrechenden Feinden retteten. Später mögen die Pruzzen hier eine Befestigung angelegt haben. An der Stätte auf dem katholischen Kirchhof am Talrande gegenüber der Stadt, an der die St. Georgkapelle vom Jahre 1340 steht, ist wohl die erste christliche Kirche errichtet worden.

Die Geschichte Rehdens beginnt aber erst, als der Adlerblick des Landmeisters **Hermann Balk** hier über Straße, See, Sumpf und Hügel schweift. Diesen vorgeschobenen Posten soll die Eisenfaust der Kreuzherren festhalten.

Im Jahre 1234 befestigte er den Hügel gegenüber dem alten Pruzzenwall und gibt der Stadt auf einem benachbarten Hügelrücken eine Handfeste, die der Landmeister Conrad von Thierberg 1285 erneuerte. Aber die Pruzzen drangen in der Folgezeit noch des öfteren vor und zerstörten die hölzerne Burg. Erst um 1300 bis 1310 wurde die Deutschritterburg zu einem festen Komthureischlosse ausgebaut, und zwar so stark und prächtig, daß sie nächst der Marienburg der schönste Ordensbau war.

In den folgenden Jahren von 1310—40 wurde in der Stadt Rehden die katholische Pfarrkirche mit denselben schwarzen Rautenformen erbaut.

1397 wurde in Rehden von Edelleuten der Landschaft Culm der **Eidechsenbund** geschlossen. In der Stiftungsurkunde vom 24. Februar 1397 heißt es so schön: dy in dese geselschaft komen sollen eynir deme andirn bystehen in Nothaftegin erlichin sachen, mit lybe und mit gute, so mans darf, ane alle untruwe, valsheit, vorretnisse unde allirhande argelist, dy man tun moge offinbar adir heymelich, selbin adir durch andir luete, kegen eynen iczlichen, der uns adir eynem der unsirn in der egenanten geselschaft ist leide tut, muet, betrubit adir verunrecht, is sy an libe, eren adir an gute. Der Ordensgewalt gegenüber wahrten die Eidechsenritter den untertänigsten Schein. Aber in der Schlacht bei Tannenberg warf der Bannerführer Nickel von Renys die Maske ab und ging zu den Polen über.

Zu polnischer Zeit war Rehden eine Starostei, auch wurden hier die Landgerichte und Landtage der Culmer Wojewodschaft gehalten.

Als Friedrich der Große Westpreußen übernahm, war Rehden ein armseliger Ort mit 260 Einwohnern und 52 Strohkaten. Das Schloß war in Verfall. Die Schloßkapelle wurde den Evangelischen zwar noch zum Gottesdienste bereitgestellt, aber sie war zu baufällig, als daß sie auf die Dauer benutzt werden konnte. An eine Wiederherstellung des ganzen Schlosses dachte der Alte Fritz nicht. Er ließ im Gegenteil aus der Ruine Baumaterial zum Aufbau der Stadt brechen. Auch zum Bau der evangelischen Kirche auf dem Markte 1798 wurden Steine des Schlosses benutzt. Erst Friedrich Wilhelm IV. ordnete die Erhaltung der Schloßruine an. So ist von der alten Ordensburg verhältnismäßig viel erhalten, besonders von der schönen Schloßkapelle, und man kann sich aus den Ruinen ein gutes Bild der einstigen Gestalt nachschaffen. Leider ist über die Schloßkapelle 1901 ein Schutzdach gesetzt worden, um den Witterungszerstörungen Einhalt zu tun. Dieses Schutzdach ist dem einstigen steilen Dache nachgebildet, aber zu niedrig aufgesetzt. Dadurch ist ein ärgerliches Zwitterding geschaffen worden und der Anblick der großartigen Schloßruine gänzlich verdorben.

Von der jetzigen Domäne Rehden aus, also vom Wege von Melno her, ist man in die erste kleine Vorburg gelangt, hat diese der ganzen Länge der hinter dem Burggraben aufragenden Hauptburg durchschreiten müssen und kam dann in die eigentliche große Vorburg, die der Hauptburg in der ganzen Breite der Vorderfront, also rechtwinklig zur ersten Vorburg vorgelagert war. Von der Vorburg kam man über eine Zugbrücke zum Wehrgang der Hauptburg, der um das ganze Hauptschloß herumging und auf der der ersten Vorburg gegenüberliegenden Seite, also an der Straße von der Domäne nach der Stadt von einem Danzker, dem überdachten und gedeckten Abort, überbrückt war. Von dem Wehrgange gelangte man erst durch ein mächtiges Tor ins Haupthaus mit den festen, gewölbten Kellern, der hohen Kapelle, Kapitelsaal, Küche, Komturwohnung, Schlafraum u. a. m. Über das steile Dach strebten massige viereckige Ecktürme empor. Im viereckigen Hofe reckte sich ein starker Wehrturm als Burgwart und Schloßtrutz auf.

Solch eine Ritterburg ist wie die zusammengefaßte Kraft des Deutschritters, festgegürtet, mit ragendem Eisenhelm, vorgestelltem Schild und scharfem Schwert zur Seite. Die Klöster der Cisterzienser, wie z. B. Oliva, Pelplin, Crone oder der Karthäuser, wie in Karthaus, sind behaglich, friedlich und malerisch im Tale um die Kirche als beherrschenden Mittelpunkt ausgebreitet. Die Ordenskonturei dagegen ragt auf der beherrschenden Höhe auf, fest zusammengedrängt um das Konventshaus, ein festungsartiges Gebäudeviereck, mit dem dräuenden Wehrturm statt des Glockenturms des Klosters.

Zwischen Drama und Komödie.

Skizze von **Erwin Nielsen.**

Es war in jenen längst vergessenen Vorkriegszeiten, als noch sechs Mark Strafe zahlen mußte, wer auf der linken Straßenseite oder nachts ohne Laterne mit dem Rade fuhr, als auch noch viele andere Dinge große Wichtigkeit besaßen, die uns heute gleichgültig und fern sind; nachdem das Öl fast für alle unsere Lampen zur Neige gegangen ist.

An einem klaren Winterabend drängte eine festliche Menge zum Stadttheater, elegante Autos, vornehme Gespanne fuhren am Portale vor, auch Wagen mit dem Wappen der landesfürstlichen Familie fehlten nicht. Drei lustige Akte eines in der Stadt bekannten und wegen seiner scharfen Zunge und spitzen Feder weit gefürchteten Dichters sollten heute ihre Uraufführung erleben. Es war ein gesellschaftliches Ereignis, zu dem sich die Vorsorglichen beizeiten Eintrittskarten gesichert hatten. In der Vorhalle war freudig bewegtes Leben. Während das erste Klingelzeichen durch die Räume schrillte, stritt man sich an der Kasse um ein paar übriggebliebene schlechte Plätze, zehn, zwölf elgante Herren, alle erregt und gespannt, ob sich die Pforten des Vergnügens doch noch öffnen würden. Ein jüngerer Herr wollte sich vordrängen, ein alter in Pelz und Zylinder verwies es ihm; statt zum Nachgebene kam es zum Wortgefecht, der Alte winkte dem Schutzmann und erklärte ihm über die Kassenschranke weg seine älteren Rechte. Der Streit war in vollem Gange, als in der nahen Garderobe ein Getümmel entstand und ängstliche Rufe laut wurden: „Schnell, schnell, ein Arzt, — den Sanitäter!“

Ein paar Herren, die schon abgelegt hatten, und im Weiß der gestärkten Hemdbrust und im Schimmer der Perlenknöpfe strahlten, rannten planlos durch die Vorhalle auf die Straße, andere drängten neugierig in die Garderobe, aus der erschreckt die dekolletierten Damen flüchteten. An einem der Garderobentische hatte sich ein Halbkreis gebildet. Es war merkwürdig still geworden. Nur die vordersten wußten, was eigentlich geschehen war und sagten es allmählich den andern, leise, wie ein Geheimnis, während in der Vorhalle Lärm und Gelächter der Neuankommenden nicht nachließ.

Ein Herr war bewußtlos zusammengebrochen, gerade als er Hut und Mantel abgegeben hatte. Jetzt lag er rücklings ausgestreckt auf den steinernen Bodenfliesen, und aus einer Wunde am Hinterkopf sickerte das Blut.

Anfangs wußte niemand Rat und niemand fand den Entschluß mehr, irgend etwas, und sei es auch etwas Sinnloses, zu tun.

Nach einem Augenblick der Stille und der Bewegungslosigkeit drängten ganz Ängstliche und Erschreckte, wieder aus dem Halbkreis herauszukommen, jetzt aber, beim zweiten Klingelzeichen, schoben viele, die sehen oder ihre Garderobe abgeben wollten, so rücksichtslos nach, daß ich von der drängenden Welle bis dicht vor den Kranken und an die Seite einer jungen Dame vorgeschoben wurde, die wie erstarrt dastand. Endlich reichte eine Garderobenfrau ihren Stuhl über die Schranke, zwei Herren hoben den Bewußtlosen auf, setzten ihn auf den Stuhl und hielten ihn dort fest, ein dritter holte Wasser in einem Bierglase, ein vierter ging zum Telephon. Um auch irgend etwas zu tun, faßte ich den Puls des Kranken und konnte kaum die rasche, dünne, unregelmäßige Blutwelle fühlen. Der Kranke war ein kräftiger, gedrungener Mann in den fünfziger Jahren, sein volles Gesicht war bläulich blaß, mit leichtem Schweiß bedeckt, die Lippen, die sich einem raschen und oberflächlichen Atmen halb geöffnet hatten, waren blau verfärbt. Jetzt sah der Kranke aus, als schliefe er — erfüllt von sorgenden Gedanken und Träumen — in tiefster Ermüdung.

„Eine Ohnmacht,“ sagte irgend jemand leise.

Noch immer war kein Arzt zur Stelle, auch niemand, der sich dafür ausgab.

Inzwischen ging rechts und links der Garderobebetrieb weiter, hastig, denn bald mußte das Zeichen zum Beginn der Vorstellung ertönen. Der Herr mit dem Bierglase kam zurück, wusch mit dem Taschentuch die Wunde und kühlte die Glatze des Kranken. Einzelne Wassertropfen liefen wie Tränen über die verfallenden Wangen des tiefgesenkten Hauptes.

Unter der kalten Berührung kehrte das Bewußtsein des Kranken noch einmol zurück. Er hob langsam den Kopf, schlug die Augen auf, sah erstaunt und fragend um sich und suchte mit der Güte und Bescheidenheit der Sterbenden die Helfer zu beruhigen und abzuwehren. Dann schlossen sich

die Augen wieder, der Kopf sank herab, und die Züge des Sterbenden verwandelten sich seltsam.

Die Umstehenden begannen, sich ihrer Ratlosigkeit bewußt zu werden. Da trat ein uniformierter Militärarzt in den Kreis, fühlte den Puls, winkte zwei Herren, hob mit ihnen den schweren Körper auf den Garderobetisch, legte ihn dort flach nieder, öffnete die Kleider und behorchte das Herz. Er tat alles mit solcher Ruhe, Sicherheit und Selbstverständlichkeit, daß bei den Umstehenden jede Sorge zu schwinden begann. Als aber der Arzt nach einigen Sekunden sich wieder aufrichtete und in der Runde umsah, wußten alle die gerade noch so fröhlichen eleganten Theatergäste, daß der Tod zwischen sie getreten war.

Keiner frug, wer der Tote sei, jeder sah in ihm nur sich selber. Auch die beiden Streitenden von der Theaterkasse hatten sich eingefunden und rasch versöhnt. „Wie alt er sein mag?" frug ängstlich der Alte den Jüngeren. „Beruhigen Sie sich", sagte der Jüngere, „er ist nicht in I h r e m Alter, sondern in meinem."

Da rasselte das dritte Klingelzeichen. „Höchste Zeit!" riefen die Logenschließer aus dem Hintergrunde. Jetzt besann man sich auf den Zweck seines Hierseins. Der Zweck war Freude des Schauens, des Hörens, war gesellschaftliche Sensation. Das alles war bei dem Toten nicht zu finden, dem niemand mehr helfen konnte. Das Leben kehrte den Lebenden zurück und wollte sein Recht, und dieses Recht sollte heute Freude sein. Rasch lichtete sich der Kreis um den Toten, alles eilte nach dem Zuschauerraum, dessen Türen sich schlossen. Dann trat Ruhe ein. Noch hasteten ein paar verspätete Damen herbei, wunderten sich in ihrer Eile und Erregung kaum, daß auf dem Garderobetisch ein stiller Mann lag, und reichten ihre Pelze über den Leichnam weg der Garderobefrau, denn gerade an d i e s e r Stelle hatten sie ihre Garderobenummer. Dann wurde das elektrische Licht bis auf ein paar Lampen ausgeschaltet, und plötzlich war ich in dem dämmerigen Raume mit dem Arzte bei der Leiche allein. Die Garderobefrauen setzten sich mit Strickstrumpf oder Traktätlein näher an die wenigen Lampen, und nahmen Maschen und erbauliche Erzählungen da wieder auf, wo sie bei der gestrigen Abendvorstellung mußten fallen gelassen werden; andere enthüllten Eßbares aus Papieren oder holten den verborgenen Krug hervor. In kleinen aber festen Pulsen begann das Leben wieder seinen alten Gang zu gehen.

Aber da war noch jemand: eine junge Dame. Sie hatte die ganze Zeit unweit des Kranken gestanden und kein Auge von ihm verwandt. Sie hatte nicht Furcht gezeigt, nicht Schrecken, sie schien nur ganz und gar versteinert. Sie hatte nichts begriffen von dem, was vorgefallen war. Jetzt, durch die hereinbrechende Stille, schien sie wie aus einem sonderbaren Schlaf erweckt zu werden. Sie schrak zusammen, fuhr sich leise und langsam über die Stirn und Haar, dann heftete sie ihre dunkeln, tiefen Augen auf mich, richtete sich straff empor und ging mit ein paar festen Schritten auf uns zu.

„Ich bin seine Tochter," sagte sie einfach.

Der Tod hatte drei einander fremde Menschen so rasch und nahe zusammengeführt, als ob sie sich schon seit langem gekannt. Der Arzt sprach von der Todesursache und von dem schönen kampflosen Ende. Dann erfuhr er den Namen des Toten und die Namen derer, die um ihn trauern werden. Die Tochter hatte sich aus der Gegenwart schon in die schönere Vergangenheit geflüchtet, durchlief ihre Mädchenerinnerungen und an des Vaters Hand den bunten Garten ihrer Kindheit. Sie sprach gut von dem Verstorbenen. Der konnte seine Tochter nicht mehr hören, aber der Tod hatte über seine stillen Züge leise, ganz leise den Frieden eines erfüllten Lebens gebreitet.

Da kamen die Krankenträger. Der Arzt gab ihnen die notwendigen Weisungen und sie hoben die Leiche vom Tisch auf ihre Bahre.

Eben als der Tote weggetragen wurde, dröhnte die erste Lachsalve, dann ein Beifallssturm aus dem Zuschauerraum.

Wir brachten die Dame zu einem Wagen und verabschiedeten uns. Der Arzt kehrte ins Theater zurück.

Ich bin noch lange allein durch die winterlichen Straßen gegangen und hatte nach Lustspielen kein Verlangen mehr.

Ein lustiges Jagdabenteuer.

Was einem Sonntagsjäger alles passieren kann!

In der ostpreußischen Grenzmark hat sich folgendes lustige Jagdabenteuer zugetragen, das selbst in der Geschichte der Sonntagsjägerei noch nicht vorgekommen sein dürfte.

Ist da dieser Tage auf einem größeren Gut, zu dem eine ausgedehnte Forst gehört, ein Sonntagsjäger zu Besuch. Der Förster hat schon lange von einem Riesenrehbock berichtet, der sich in der Forst aufhält und der regelmäßig an einer bestimmten Stelle aus dem Walde tritt. Der Nimrod begibt sich denn also, mit einem Gewehr älteren Kalibers bewaffnet, des nachmittags auf den Anstand. Er wartet ein, zwei Stunden, der Rehbock kommt nicht. Da ihm anfängt, kalt zu werden, überlegt er, ob es nicht zweckmäßig ist, erst einmal nach dem nahen Gut zurückzukehren und sich etwas Wärmendes zu Gemüte zu führen. Gedacht, getan. Da er aber nicht das schwere Gewehr hin und wieder zurücktransportieren will, lehnt er es am Waldrand an einen Baum. Nach einer Stunde kehrt er gestärkt und mit einem Vorrat von gutem ostpreußischem Branntwein versehen, auf den Anstand zurück. Er sucht sein Gewehr, es ist nicht da. Nirgends eine Spur davon. Ist irgendeiner dagewesen und hat es mitgenommen? Hat irgendein Spaßvogel ihm einen Possen spielen wollen? Da sieht er mit einem mal eine kurze Strecke entfernt etwas aus dem Walde treten. Er äugt und äugt — wahrhaftig, der Rehbock ist's! Und an seinem Geweih — da schaukelt hoch in der Luft, ganz waidgerecht am Riemen hängend, sein Gewehr! Verflucht noch mal! Mit einem Geheul stürzt er auf den Rehbock zu. Der hebt erstaunt den Kopf, und dann rast er mit Windesgeschwindigkeit in den Wald hinein. Der Jäger kann nichts weiter tun als bewundern, mit welcher Eleganz das Gewehr der Kehrtwendung des Rehbocks folgt. Dann kehrt er traurig nach dem Gutshof zurück und muß erzählen, — daß der Rehbock ihm sein Gewehr weggenommen hat! Der ganze Gutshof hat drei Tage lang nicht ernst sein können.

Bunte Chronik

*** Kellner auf Schlittschuhen.** Tausende von Besuchern aus allen Teilen der Welt tummeln sich auf den weiten spiegelblanken Eisflächen des Sees in dem bekannten Schweizer Kurort St. M o r i t z oder auf den Kunsteisbahnen. Zu den Klängen der Jazzmusik wird auf Schlittschuhen getanzt. Die Damen tragen die kostbarsten Kostüme, in denen der Sportcharakter sich auf eigenartige Weise mit der Eleganz des Abendkleides verbindet. Am Morgen tragen die eislaufenden Damen vielfach weiße Beinkleider, in denen sie sich mit ihren Bubiköpfen von den begleitenden Herren nur wenig unterscheiden. Das lustige Treiben auf dem Eis wird noch gesteigert durch die h i n - und h e r s a u s e n d e n K e l l n e r, die ebenfalls auf Schlittschuhen sich bewegen und geschickt mit ihren Tabletts die Gruppen umkreisen. In den Händen balanzieren sie große Teller mit belegten Butterbroten oder tragen Flaschen in der Hand. Die Herren erscheinen in sehr weiten Beinkleidern, viele von ihnen verfügen über eine große Anzahl buntfarbiger Strickjacken, die mit der Farbe ihrer Strümpfe übereinstimmen müssen.

*

*** Der steuerpflichtige Säugling.** Über ein seltenes Steuerkuriosum wird aus Offenburg in Baden berichtet. Dort erhielt ein kurz vor der Vollendung seines ersten Viertellebensjahres stehendes Baby bereits seine Steuerkarte für das Jahr 1925 zugestellt. Dabei ist bezeichnend, daß das auf der Steuerkarte eingetragene Geburtsdatum genau stimmt, nämlich 5. Oktober 1924. Es wird jedoch dazu weiter berichtet, daß sich der Steuerpflichtige nicht die mindeste Sorge über seine Steuerpflicht und die eventuellen Folgen einer Übertretung der Steuergesetze macht.

*

*** Der Nackttanz des Angeklagten.** Ein wohl e i n z i g d a s t e h e n d e r V o r g a n g spielte sich in Moabit bei Berlin ab. Der ersten großen Strafkammer des Landgerichts 3 wurden aus der Untersuchungshaft die Händler Adalbert und Alfred Hässig und Karl Bandemer vorgeführt, die wegen gemeinschaftlichen Münzverbrechens und fortgesetzten Betruges angeklagt waren. Bei Beginn der Verhandlung saßen die Angeklagten vollkommen ruhig auf der Anklagebank. Plötzlich sprang der erste Angeklagte, Alfred Hässig, auf, riß sich blitzschnell seinen Rock und Weste und sonstige Kleidungsstücke vom Körper und stand splitternackt da. Mit einem Satz war er dann auch über die Rampe des Anklageraumes gesprungen und t a n z t e w i e e i n W i l d e r vor dem Richtertisch hin und her; ergriff die T i n t e n f ä s s e r und s c h l e u d e r t e sie, ohne weitere Gewalttätigkeiten zu verüben, auf den Richtertisch. Der Vorgang hatte eine unbeschreibliche Aufregung hervorgerufen. Trotz Zuredens weigerte sich der Angeklagte, sich wieder anzuziehen. Auch in seiner Zelle blieb er bei seiner Weigerung. Infolgedessen beschloß das Gericht, das Verfahren gegen ihn abzutrennen und zu vertagen.

Verantwortlich für die Schriftleitung K a r l B e n d i s c h in Bromberg. Druck und Verlag von A. D i t t m a n n G. m. b. H. in Bromberg.